



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ludowika, das starke Weib.

jogenannten Ochsenriemen herzustellen, die bei einem kaffrischen Fuhrwerk so wesentliche Dienste leisten. Nördlich vom Sambesi betreiben die Schwarzen auch etwas Spinnerei mit der Baumwolle, die dort wild und ungepflegt wächst.

Häusliche Einrichtungen beim Kaffernvolke.

Federvieh findet man beinahe in jedem Kaffernkraal. Man weiß nicht genau, wann solches ins Land eingeführt wurde; vielleicht geschah es durch die Araber. Der Portugiese Vasco de Gama, der im Jahre 1497 als erster Europäer in Natal landete, fand es schon vor. Die Hühner des Eingebornen sind indeß eine kleine unansehnliche Rasse; ein Stück wird gewöhnlich um eine halbe Mark verkauft und ist damit hinreichend bezahlt. Die Frauen und Kinder haben den Hühnerhof als ihre spezielle Domäne in Beschlag genommen.

Vielmehr werden für das Hühnervolk eigene kleine Hütten erbaut. Sie haben einen gestampften, mit Kuhdünger überfrischenden Boden und sind mit Stroh oder langem Sumpfsgras gedeckt. So ist es wenigstens im Bondoland der Fall. Nördlich vom Sambesi findet man fast in jedem Dorfe Hütten für die Tauben errichtet.

Wird über eine ausgediente Henne das Urtheil gesprochen, daß sie an den Kuli oder an den weißen Mann verkauft werden soll, so entsteht ein gewaltiger Auflauf unter den allzeit munteren Kraaljungen. Eine Henne zu fangen, die ihren freien Lauf hat, ist mit Schwierigkeiten verbunden; für diese Buben bildet es ein köstliches Vergnügen, wie besessen unterm Hühnervolk, das bald über alle Dächer fliegt, herumzujagen, um zuletzt unter einem wahren Höllenspektakel die alte, treue Taube zu ergreifen.

In alter Zeit pflegten die Kaffern, die ja mit jeder Faser ihres Herzens an ihren Viehherden hängen, Ochsen und Kühe zu dressieren. Sie mußten im Kreise herumlaufen, sich auf Kommando auf den Boden legen, wieder aufstehen und ohne einen Reiter auf dem Rücken förmliche Wettläufe veranstalten. Gegenwärtig kommen solche Gebräuche nur mehr selten vor. Die Tiere wurden auch mannigfach dekoriert, indem man ihnen allerlei phantastische Zeichen in die Haut einbrannte oder ihre Hörner in absonderliche Krümmungen bog. Die Schwarzen kannten jedes Tier in ihrer Herde schon an der Stimme und mancher Kraalinhaber erstand einen teuren Ochsen bloß seiner schönen, kräftigen Stimme wegen. Sie haben für jede Farbe, Zeichnung und Eigenschaft ihrer Tiere, ob es z. B. leicht oder schwer zu melken ist, stoßt, scheut usw. einen eigenen Namen, so daß man über zwanzig kaffrische Wörter findet, die alle eine Kuh mit dieser oder jener Eigenschaft bezeichnen. Gemolken werden die Tiere Tag für Tag zu einer ganz genau bestimmten Zeit. Früher schüttete man die Milch in Körbe, die so fest und dicht geflochten waren, daß nicht ein Tropfen davon verloren ging. Macht eine Kuh beim Melken Schwierigkeiten, was oft vorkommt, so läßt man zuerst eine Weile das Kalb an der Mutter saugen und stellt es nachher dicht vor sie hin, so daß sie es, während sie gemolken wird, beständig vor Augen hat. Tut man das nicht, so gibt sie keinen Tropfen Milch. Manche Kühe schlagen auch während des Melkens, so daß man ihnen zuvor die Hinterbeine zusammenbinden muß.

Das Kochen ist natürlich Sache der Frauen. Im allgemeinen ist der Kaffern im Essen nicht wäslerrich,

glaubt er aber, sein Weib vernachlässige ihn und gebe ihm nicht genug zu essen, so stellt er sich füglich unter die Türe seiner Hütte und ruft es laut aus, so daß man es in allen benachbarten Kraals hören kann, welch geiziges und faules Weib er habe, da sie sich nicht schäme, ihren Mann Hunger leiden zu lassen. So eine Kut pflegt ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Es kommt aber auch vor, daß sich am nächsten Tag das Weib vor der Türe aufspflanzt und mit weithin schallender Stimme austrumpet, wie hart und rücksichtslos der eigene Mann sie behandle und was sie unter seiner Thrannei alles zu erdulden habe. —

Wurde in alter Zeit ein Ochse geschlachtet, so war es unumstößlicher Brauch, das Bruststück dem Häuptling als Präsent zu verehren. Ferner gab es bei einzelnen Stämmen gewisse Speisegesetze. So galten z. B. für die Männerwelt Hasen, Fische, Hühner, Enten, Gänse, Truthühner und auch das Schweinefleisch für unrein und durfte daher von ihnen nicht genossen werden. Frauen und Kinder dagegen konnten ungeniert davon essen.

Ging man zu Tisch, so nahmen zuerst die Männer ihr Mahl ein; die Frauen mußten mit dem vorlieb nehmen, was übrig blieb. Von der Brust, dem Herzen, dem Kopf und den Füßen eines Kindes durften sie überhaupt nichts essen; dies stand ausschließlich den Männern zu. Ein Gast ist immer aus dem gemeinsamen Topf; ihm in einem eigenen Geschirre seine Portion zu geben, wäre eine große Beleidigung, denn das erweckte den Verdacht, als traute man ihm nicht. Auch ist es Sache des Hausherrn, einen etwaigen Besucher mit allem Notwendigen zu versehen.

Ludowika, das starke Weib.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Vor einigen Jahren starb in unserm Krankenhause die 18jährige Tochter Ludowikas, Johanna mit Namen. Stirbt bei heidnischen Kaffern ein erwachsenes Kind, so geberden sie sich wie rasend; sie weinen, schreien und lärmen und lassen ihren Gefühlen freien Lauf. Das Schlimmste dabei ist, daß bei ihnen sofort der Verdacht aufsteigt, irgendein bösgesinnter umtakati (Zauberer) habe den Betreffenden durch Gift aus dem Wege geräumt. Zuerst wird darüber bloß geflüstert, man vermutet dies und das; bald nimmt die Sache greifbarere Gestalt an und es wird offen erklärt: „Dieser und jener ist der Mörder; er hat mein Kind in heimtückischer Weise durch Gift umgebracht.“ Heidnische Wahrsager tragen auch noch ihren Teil dazu bei, und so entstehen oft unter den nächsten Blutsverwandten jahrelang die bittersten Feindschaften. Doch von all dem war bei Ludowika nichts zu bemerken. Wohl ging ihr der unerwartete Tod des geliebten Kindes sehr nahe, sie weinte im stillen manch heiße Träne, doch tröstete sie sich mit dem heiligen Willen Gottes, der ihr Kind zu sich gerufen; auch griff sie fleißig zum Rosenkranz und betete viel für die Seelenruhe ihrer Tochter.

Einige heidnische Verwandte verstanden dieses ihr Benehmen nicht und ziehen sie offen der Kälte und Gleichgiltigkeit. Sie meinten, sie sei eine herzlose Mutter und habe ihre Tochter nicht geliebt. Ludowika ließ anfangs solche Aeußerungen ruhig über sich ergehen und

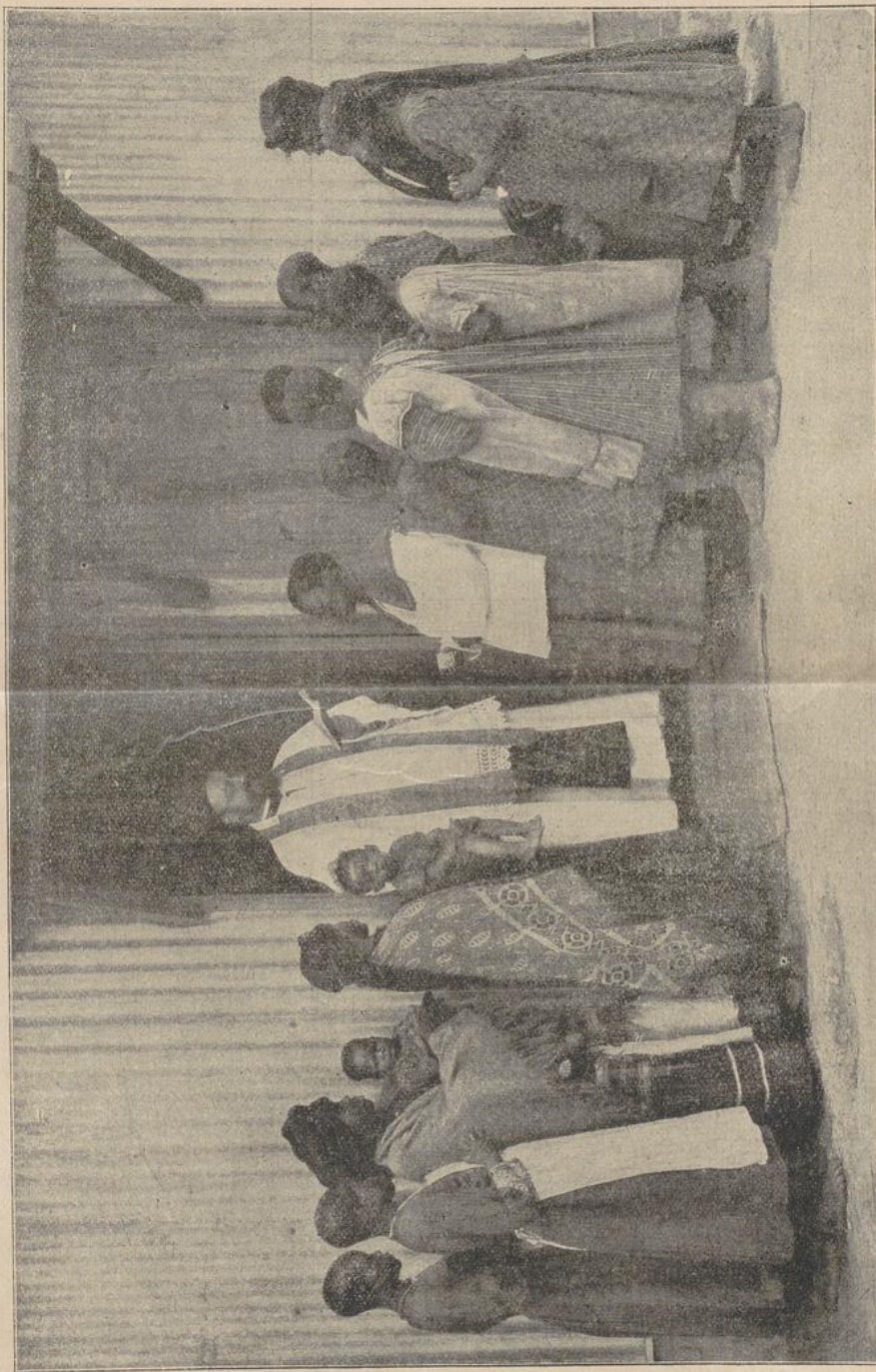
beantwortete sie mit keiner Silbe; als aber jene auch mit dem Verdacht herausrückten, man habe ihrer Tochter heimlicher Weise Gift gegeben, da glaubte sie nicht länger schweigen zu dürfen.

„Ich bin eine Christin,“ erwiderte sie mit Nachdruck, „und kenne meine Pflichten als Mutter recht wohl. Törichtes Lärmen und Schreien nützt den Verstorbenen nichts, wohl aber eifriges, vertrauensvolles Gebet. Meine Tochter starb nicht an Gift; sie war allerdings nur wenige Tage krank. Ich wurde sofort von ihrer Erkrankung benachrichtigt und habe sie abwechselnd mit der Krankenschwester Tag und Nacht in ihrem Fieber gepflegt. Es kam niemand zu ihr als wir beide und der Priester, der ihr die hl. Sterbsakramente reichete. Wie sollte man also von einer Vergiftung reden können? Nein, ihre Todesursache war eine ganz natürliche.“ — Die Verwandten standen nach diesen Worten ganz beschämt da, und keiner wagte, eine Silbe zu erwidern.

Seit dem Tode ihrer Tochter Johanna zeigte Ludowika eine große Liebe zu den armen Seelen im Fegfeuer und trachtete ihnen auf jegliche Weise zu Hilfe zu kommen. Jedes Jahr läßt sie mehrere hl. Messen für ihre verstorbene Tochter lesen, zuweilen auch die eine oder andere hl. Messe für andere Verstorbene. So brachte sie jüngst dem Hochw. P. Missionar 5 Mark mit der Bitte, dafür zwei hl. Messen lesen zu wollen, die eine für die Brüder und Schwestern, die auf dem hiesigen Gottesacker beerdigt sind, die andere für jene arme Seele aus den verstorbenen Neuchristen, die noch am längsten im Fegfeuer zu leiden hat. P. Missionar war über die-

sen ihren lebendigen Glauben und ihren Opferfönn in hohem Grade erbaut.

Doch wo nahm die gute Frau die Mittel hiezu her? Ludowika ist eine arme Witwe, und hat, seitdem ihr



Taufe eines einjährigen Kindes. (P. Geseon Stadt, Superior, Nebelae.)

eine verheerende Viehseuche das letzte Stück Vieh weggerafft hatte, fast keine Einnahmen mehr. Doch die Liebe macht erfinderisch. Etwa eine Stunde von ihrem Kraale entfernt, findet sich am Inquangwane-Fluß ein guter, zäher Lehmboden, woraus die Eingebornen ihre

großen Töpfe machen. Ludowika holte sich davon mehrere Körbe voll und machte daraus ein paar Duzend zierlich geformter Ukambas (Bierkrüge), die sie später am Feuer brannte. Solche Krüge sind bei den Schwarzen sehr gesucht, denn nicht jedes Kaffernweib hat das Geschick, sie schön zu formen und dauerhaft zu brennen. Sie werden in der Regel um eine Mark per Stück gekauft. So hatte also Ludowika eine hübsche Einnahme, die sie aber aufs beste verwendete. Sie ließ dafür, wie gesagt, hl. Messen lesen und von dem Rest kaufte sie sich ein neues, einfaches Sonntagskleid.

Auch auf andere Weise bekundet Ludowika ihre Liebe zu den armen Seelen. So brachte sie wenige Wochen nach dem Tode ihrer Tochter Johanna einen großen Korb voll Blumen hieher, eine Art Tulpen, die im südafrikanischen Urwald wild und ohne Pflege wachsen. Bruder Eduard, der mit der Pflege des Gottesackers betraut ist, sollte sie auf Johannes Grab pflanzen. Der gute Bruder, dem die Pflege des Gottesackers eine wahre Herzenssache ist, tat es mit tausend Freuden. Es waren aber der Blumen so viele, daß eine ganze Reihe von Gräbern damit geziert werden konnte. Als nun der Bruder eines Tages den Wunsch äußerte, für jedes Grab eine so schöne, wildwachsende Tulpe zu haben, brachte sie mit mehreren Frauen an die tausend Stück herbei, so daß in Wälde der ganze Friedhof im schönsten Blumenschmucke prangte. Das Ganze fand überall solchen Anklang, daß sogar heidnische Männer solche Blumen herbeibrachten, um damit die Gräber ihrer Verwandten, die als Christen gestorben waren, zieren zu lassen.

(Schluß folgt.)

Ein Schlangenabenteurer.

Von Bruder Tiburtius Dütsch, R. M. M.

Mariannhill. — Vor einiger Zeit — es war gerade ein recht regnerischer Dezembertag — kommt ein gewisser Petrus, ein Schwarzer, der Tag für Tag unsere Zugochsen von der Weide zu holen hat, und meldet, daß einer dieser Ochsen nicht zu finden sei. Ich gab ihm die Weisung, nochmals gründlich nachzusehen, denn das Tier müsse sich offenbar noch in der Drahtumzäunung befinden.

Es wurde Mittag, doch von dem gesuchten Ochsen war immer noch nichts zu sehen und zu hören. Da machte ich mich selbst auf die Suche, warf einen Regenmantel um, sattelte mein Pferd und ritt hinaus. Nach einer halben Stunde traf ich den Petrus wieder; er hatte von dem Tiere noch immer keine Spur entdecken können. Nun schlug ich die Richtung nach dem Flusse ein. Das Gras ist in dieser Gegend ziemlich hoch, aber nicht dicht. Wie ich nun so langsam dahinreite und beständig fleißig Ausschau halte, komme ich an eine dicht mit Buschwerk bestandene Vertiefung. Da plötzlich scheut mein Pferd und springt zur Seite. Was ist denn los? Ich schaue nach und sehe dicht neben mir eine mächtige Schlange im Grase liegen. Sie lag schnurgerade da, maß, wie sich nachher herausstellte, 5,15 Meter und war voll Runzeln. Offenbar war sie ziemlich ausgehungert, trotzdem betrug ihr Umfang noch immer 40 Zentimeter; war also ein netter Wurm.

Ich glaubte anfangs, weil sie so ausgestreckt dalag, sie sei tot. Es war mir nur leid um die schöne Haut, denn ich hatte noch selten ein so schönes Exemplar gesehen. Da mir übrigens doch ein Zweifel oblag, ob sie wirklich tot sei, wendete ich mein Pferd, ritt nochmals zurück und betrachtete mir die Riesenschlange an. Sie

schien wirklich tot zu sein; um mich jedoch vollends davon zu überzeugen, stieg ich vom Pferd und näherte mich langsam und vorsichtig dem Kopfe. Siehe, da blinzelten mir zwei scharfe, rückische Schlangenaugen entgegen. Das Tier lebte! —

Was nun? Wenn ich mich entfernte, daß wußte ich von früheren Erfahrungen her, versteckte sich die Schlange irgendwo in der Nähe so tief und sicher im Boden, daß sie absolut nicht mehr zu finden war. Es hieß also rasch handeln, wenn ich das gefährliche Tier aus dem Wege schaffen wollte.

Ich stellte mein Pferd beiseite, warf den Regenmantel ab und schnitt mir im Buschwerk nebenan einen tüchtigen Prügel. Gerade wie ich damit fertig bin, höre ich den Petrus rufen, der Ochse habe sich gefunden. Das war mir augenblicklich Nebensache, ich hatte etwas anderes im Kopf und rief ihm zu, er möge schnell zu mir kommen. Wie er nahte, wollte sich die Schlange gerade aus dem Staube machen. Ich überreichte ihm daher meinen Prügel und forderte ihn auf, dem Tiere den Garauß zu machen, in der Meinung, er habe dazu mehr Mut und Geschick als ich. Er aber schüttelte, als er der Riesenschlange ansichtig wurde, verlegen den Kopf und meinte, das sei kein Ding zum Totschlagen mit einem einfachen Prügel; das müsse man entweder totschießen oder mit Asagais (kaffrischen Wurfspeeren) erstechen. Doch wir hatten weder ein Jagdgewehr noch einen Asagai zur Hand.

Zunächst war ich fest entschlossen, das Tier allein anzugreifen; allein nach den Auseinandersetzungen, die mir Petrus gab, schwand mir ebenfalls der Mut. Ich hatte zwar schon mehrere solcher Riesenschlangen erschossen, aber mit einem bloßen Prügel hatte ich mich noch an keine gewagt; wohl aber hatte ich schon fabelhaft klingende Märchen von solchen Schlangenabenteuern erzählen hören. Auf alle Fälle war ich entschlossen, dem gefährlichen Reptil auf diese oder jene Weise zu Leib zu gehen; ich konnte mich nicht entschließen, es laufen zu lassen, der Haß gegen die Schlange ist mir zu tief eingewurzelt.

Vor allem schnitt ich einen zweiten Prügel ab und befahl dem Petrus, in der Zwischenzeit auf die Schlange wohl acht zu geben. Gerade war ich mit meiner Arbeit fertig, ruft mir Petrus, die Schlange kriech in ein tiefes Erdloch hinein. Schnell eile ich hinzu und bemerke, wie schon ein bedeutender Teil der Bestie im Boden verschwunden ist. Ich nehme den Prügel zur Hand und schlage aus Leibeskräften drauf los; doch scheinbar ohne Erfolg. „Packe die Schlange am Schwanz“, rufe ich dem Petrus zu. Er tat es und hielt und zog, was er konnte. Doch das riesige Tier kroch trotzdem immer tiefer ins Loch hinein, und das Schwanzende, das der Kaffer mit beiden Händen hielt, wurde immer kürzer. — Nun lief ich zu meinem Pferd, schnallte den einen Steigbügel los, schlang ihn um die Schlange nahe am Loch und hielt sie fest. Mit vereinter Kraft suchten wir sie sodann aus ihrer Behausung herauszuziehen, wir waren beide zu schwach dazu.

Am andern Ufer des Flusses steht ein Kaffernkraal. Wir riefen hinüber, es möchte jemand zu uns kommen und eine Haue und einen Saß mitbringen. Nach einem Viertelstündchen kamen zwei Kaffernweiber mit Saß und Haue angerückt, als sie aber sahen, um was es sich eigentlich handle, wollten sie schleunigst wieder Reißhauen nehmen. Ich rief ihnen zu, sie möchten zu mir herkommen, denn es könne leicht eine zweite Schlange im